

dem weiterhin non-formale Bildung im Vergleich zu formaler Bildung immer gerechtfertigt werden muss. Wenn eine neue Maschine eingeführt wird, wird häufig eine Schulung (oft auch seitens des Herstellers oder des vertreibenden Unternehmens) mit den Beschäftigten durchgeführt, und das ist auch notwendig! Aber diese Weiterbildung wird allzu oft verstanden als Bescheinigung des Wissens über diese Maschine – was nicht stimmt. Die Maschine kann bedient werden, aber verstanden wird sie nicht. So ermöglicht das zur Verfügung gestellte Wissen, das übrigens auch nicht von Anfang an nach Belieben abgerufen werden kann, zwar das Bedienen der Maschine, und es umfasst Kenntnisse über die Möglichkeiten derselben (oft nur im eigenen Kontext), aber bei (unvorhersehbaren) Fehlern benötigt es dann doch wieder Wissen von Dritten – je länger mit dieser Maschine gearbeitet wird, desto besser wird diese verstanden, und die Beschäftigten können ggf., je nach rechtlicher und vertraglicher Situation, selbst den Fehler beseitigen. Es entsteht jedoch eine Lücke, die eine gezielte Schulung oder Weiterbildung alleine nicht direkt schließen kann, selbst wenn der Wissenstransfer bereits im Arbeitsprozesswissen angelegt ist – was übrigens je nach Qualität von Schulungen bereits so angelegt und als gut zu bewerten ist, aber eben nicht ausreichend, um ein Gefühl und Gespür zu entwickeln. Wenn Bildung utlisiert wird, müssen die Grenzen der gewählten Form von Wissensvermittlung klar sein.

3.3 Arbeitsvermögen

Der Begriff des lebendigen Arbeitsvermögens zielt dinglich auf ein Potential ab, anstatt sich der Aushandlung aus Defizit und Potential zur Bearbeitung von technischem Wandel zu ergeben (Pfeiffer 2004), und stellt sich damit gegen eine vulgärmarxistische (Opfer-)Theorie von Arbeit, die das Subjekt auf die Arbeitskraft reduziert. Die Arbeitskraft ist dabei ebenso wie das Arbeitsvermögen als Potential zu verstehen, dessen Realisierung noch aussteht – im Falle der Arbeitskraft wird also der Teil der menschlichen Arbeit betont, der notwendig ist, um am Ende ein Produkt zu schaffen, was den Begriff und damit die menschliche Leistung vollumfänglich an das Produkt bindet. Das Arbeitsvermögen ist eine analytische Kategorie, die dieser Warenförmigkeit von Arbeits-

tenzbegriff, die ein klares und damit berechenbareres Ziel versprechen (siehe auch Bekk/Wilhelm S. 51ff. in Mikhail (Hg.) 2011), aber der Bildung auch das Leben drumherum entziehen.

kraft gegenübersteht und damit ermöglicht, das Subjekt auf der Gebrauchs- wertseite der Arbeit zu betrachten. Damit schafft das Arbeitsvermögen den Spagat zwischen dem reinen Produkt und einer Potentiallogik, die nicht nur mit anderen Produkten oder Produktionsweisen in Verbindung gebracht werden kann, sondern auch das Subjekt in einer Weise stärkt, die nicht nur einen Wert in der geleisteten Arbeit am Produkt hat. Es verlagert damit nicht nur die theoretische, sondern vor allem die empirische Analyse des Subjekts weg vom »Was braucht es, was fehlt?« hin zu »Wie wird etwas bearbeitet, was ist das Potential?«. Das ist insofern auch hilfreich, da an vielen Stellen, abgesehen von betriebswirtschaftlichen Rationalisierungen, nicht mehr klar zuordenbar ist, wer welchen Beitrag am Produkt hat oder was das Produkt letztlich überhaupt ist. Durch diese Emanzipation vom Produkt und die Betrachtung der Leiblichkeit des Menschen (übrigens auch außerhalb von Erwerbsarbeit) wird das Subjekt auch dazu ermächtigt, selbst einen Überblick über das eigene Fähigkeitenrepositorium zu gewinnen und so klarer zu sehen, was überhaupt verfügbar ist. So richtet sich die Frage »Was kannst Du eigentlich?« bspw. im Betrieb nicht mehr ausschließlich auf den Beitrag zum Produkt oder Produktionsprozess, sondern geht weit darüber hinaus. Idealerweise sogar so weit, dass selbst als überflüssig wahrgenommene oder auch fremdbewertete »Jobs« (etwa Bullshit-Jobs wie bei Graeber 2018) zu Recht zwar für vielerlei Diskussionspotential sorgen, aber dennoch Arbeitsvermögen schaffen können – eben unabhängig vom Produkt. Der Gedanke, dass in der Vergangenheit Gelerntes sich selbst entwertet, beispielsweise durch eine Beförderung in eine indirektere Position (z. B. vom Shopfloor ins Büro), dürfte somit etwas an Kraft verlieren. Wenngleich bei einer gefühlt vollständigen Veränderung schwer erkennbar ist, welche Potentiale und Fähigkeiten auch weiterhin nutzbar bleiben.

Diese Form des Arbeitsvermögens findet sich auch in den Diskursen um weibliche Arbeitsweise vor allem in den 70er und 80er Jahren als Unterscheidung zur männlichen Arbeitsweise wieder (u. a. Kanter 1977, Weber (bei Oakes) 1982, Luhmann 1988 bzw. 2019). In dieser Forschung wird allerdings die Distinktion der Geschlechter als Untersuchungselement überbetont und Zuschreibungen von Fürsorge, Empathie etc. in Geschlechterrollen eingeschrieben, die meines Erachtens nach zumindest für den Begriff des Arbeitsvermögens nicht hilfreich sind. Diese damals wichtige Forschung zeitigt ein anderes Arbeitsvermögen als das hier diskutierte, wenngleich die daraus resultierende Idee von Teilhabepotentialen und Emanzipation auch für das heutige Arbeitsvermögen wegweisend und nach wie vor wichtig ist. Insofern bietet das

lebendige Arbeitsvermögen auch einen Beitrag zu einem breiteren Arbeitsbegriff an, der sich nicht nur aus und durch Erwerbsarbeit zusammensetzt!

Im Arbeitsvermögen sind also Fähigkeiten- und Wissensformen angelegt, die über den direkten Umsetzungszweck hinaus einen Mehrwert bieten und bilden – gerade im technischen Wandel, in dem der Umgang mit Neuem zur Gewohnheit avanciert (siehe Böhle/Busch (Hg.) 2012, weiterführend auch 2.1 Statt (Un)sicherheit, (Un)gewissheit und (Un)vermögen), braucht es eine Perspektive hin zur Bewältigung – besser Bearbeitung – von ›Ungewohntem‹. Jetzt ist es nicht so, als hätte es vor der Subjektivierung von Arbeit nicht auch schon Prozesse von Wandel gegeben; fordistisch durchgeführte und tayloristisch organisierte Arbeit unterlag trotz (oder gerade wegen dieser) Striktheit immer wieder dem Zwang, mit Unvorhersehbarem umzugehen (Pfeiffer 2007). Sei es der Ausfall einer Lieferung oder die Beschädigung einer Ware – auch hier war Kreativität gefragt. Dem technischen Wandel wird allerdings unterstellt, schneller zu sein (und sich darüber hinaus noch weiter zu beschleunigen, siehe auch Rosa 2013). Damit werden Beschäftigte häufig mit Entscheidungen konfrontiert, die sich der organisationalen Kontrolle zwangsläufig entziehen, da deren Verlauf qua Unvorhersehbarkeit nur teilweise oder gar nicht mehr einschätzbar ist. Anstatt nun nur die Folgen von solchen Belastungen zu betrachten oder mehr Fähigkeiten oder Wissen von den Beschäftigten zu fordern, geht das Arbeitsvermögen den Schritt zurück zum Produkt und betrachtet, wie der Gebrauchswert überhaupt zustande kommt. Mit der Kategorie Gebrauchswert meint Marx den tatsächlichen Wert eines Produktes, in das eine bestimmte Menge an Leistung (auch in Form von Arbeit) geflossen ist, und grenzt davon den Tauschwert ab, also den Wert, für den ein Produkt letztlich gehandelt wird (MEW Bd. 23). Da auch Arbeit kommodifiziert wird, gilt letztlich dasselbe auch für Arbeit als Produkt – einerseits gibt es den Gebrauchswert von Arbeit als Wert einer tatsächlichen Leistung, auf der anderen Seite den Tauschwert, für den diese Leistung gehandelt (und damit kommodifiziert) wird. Es klingt vielleicht ein bisschen nach ›reverse engineering‹, aber eigentlich ist es das genaue Gegenteil: Der Produktionsprozess (hier bezogen auf das Produzieren von Arbeit) wird von Anfang an betrachtet und nicht nur basierend auf dem Ergebnis am Ende – sei es eben der Wert des Endprodukts, die Auswirkungen oder die notwendigen Bestandteile (Fähigkeiten, Fertigkeiten). Das Arbeitsvermögen kann durchaus als widerständig gegen Kommodifizierung betrachtet werden, gerade weil es sich von der Ware Arbeitskraft emanzipiert, gar als Resultat dieser Emanzipation aus dem Subjekt hervorgeht (Pfeiffer 2004, S. 152). »Das Arbeitsvermögen

ist der Dreh- und Angelpunkt: Je mehr der Kapitalismus es nutzen muss, desto mehr entschwindet es in seiner warenförmigen Repräsentation (Anm. d. Verf.: Arbeitskraft) im ersten Schritt, um im nächsten, auf einer neuen Stufe gebildet, schon wieder auf der Bühne zu erscheinen.« (ebd., S. 152)

Das alles ist, und das möchte ich an dieser Stelle betonen, eine herausragende Leistung, geknüpft an einen Begriff, der es ermöglicht, Arbeit und das daraus gewonnene Potential vollständiger zu betrachten. Weitaus mehr aber wird das Subjektpotential auf positive Weise hervorgehoben, in dem Geleistetes sichtbar gemacht wird und damit eine Bühne für Wertschätzung bietet, die nur allzu oft im alltäglichen Ablauf übersehen und vergessen wird. Mit einer Lebensarbeitszeit von etwa 40 Jahren verbringen wir sehr viel Zeit mit Erwerbsarbeit, weitaus mehr noch mit Arbeit an sich. Um dem auch nur annähernd gerecht zu werden, brauchen wir auch einen Arbeitsbegriff, der das abbilden kann, und das wird im Begriff des Arbeitsvermögens realisiert.

Das führt mich aber auch zur Kritik am aus diesem Begriff hervorgegangenen und bereits im Buch »Arbeitsvermögen« angelegten AV-Index, der das Arbeitsvermögen messbar macht, dabei jedoch den Grad an kapitalistischer Verwertung ausblendet – somit wird nie sichtbar, in welcher Phase das Arbeitsvermögen sich befindet. Entschwindet es gerade und wird zur Arbeitskraft, um erstarkt aufzutreten, oder verbleibt es auf der aktuellen Stufe? Und was bedeutet das Verbleiben auf der aktuellen Stufe, wie ist das auch theoretisch zu bewerten? Als Ergebnis, d.h., wie viel Arbeitsvermögen im Subjekt vorhanden ist, ist das zwar erst mal unproblematisch, aber dieses Vermögen zu fassen zeitigt ein anderes Problem: Indem die Messbarkeit eines AV-Index (Pfeiffer/Suphan 2015) in ihrer Ausprägung 2015 durchaus einen der Operationalisierbarkeit geschuldeten reduzierenden Blick zulässt, wird insbesondere das Arbeitsvermögen einer Gruppe höher bewertet als das einer anderen. Das kann allerdings, je nach Perspektive, entkräftet werden: Die Autor:innen hatten bei der Operationalisierung nicht im Sinn, eine Gruppe gegen eine andere abzuwägen, sondern zu ergründen, wo welche Potentiale für die Gestaltung von Industrie 4.0 vorhanden sind (ebd., S. 7). Damit reiht sich das Arbeitsvermögen ein als vor allem abfragbares Potential von Beschäftigten. Es zeigt auch welche Gruppe von Beschäftigten sich gut eignet für einen gestalterischen Einbezug in Veränderungsprozesse – das Arbeitsvermögen ist somit Prozess und Produkt (ebd., S. 152). Damit weicht der methodisch und inhaltlich gut fundierte AV-Index vom ursprünglichen lebendigen Arbeitsvermögen ab, da hier der Anspruch einer operationablen Kategorie im Quantitativen als Erklärendes nicht das leisten kann, was es im Qualitativen kann:

»Arbeitsvermögen – als die qualitative, gebrauchswertseitige Ausprägung menschlicher Arbeit und als im Subjekt zur Form gekommene Aneignung – wird hierbei als operationable Kategorie von Aneignung zum Gravitationszentrum eines Analysekonzepts informatisierter Arbeit werden.« (Pfeiffer 2004, S. 144).

Obschon der AV-Index eben auch eine neue Perspektive ausmacht, so halte ich mich im Verständnis vom Arbeitsvermögen an die ursprüngliche, noch stärker ausgeprägte Intention, das ›Mehr‹ an subjektiver Aneignung durch die Anfüllung der »abstrakten Leere [...] mit menschlicher Leiblichkeit, mit Empfindungen, Sinnlichkeit und Genuss, kurz mit den empirisch-konkreten Facetten menschlichen Seins« (Pfeiffer 2004, S. 176). Nicht zu übersehen sei hier aber vor allem der immer enthaltene Rückbezug zu konkreter Arbeit und technischem Wandel. Es geht nicht darum, alle Empfindungen im menschlichen Sein in jeder Facette abzubilden, sondern eben nur jene, die in der Gebrauchswertseite von Arbeit enthalten sind. Hinzu kommt, dass das Arbeitsvermögen als Prozess und Produkt verstanden werden sollte, im AV-Index aber nur das Produkt eines (geronnenen) Prozesses gefasst werden kann. Dennoch ist der AV-Index eine analytische Kategorie, die hilft, das Subjekt in der Arbeit weniger vage zu fassen, und gerade die zuvor kritisierte Operationalisierung des Arbeitsvermögens sorgt möglicherweise dafür, dass die ehemalige Kategorie des Arbeitsvermögens von Marx relevant bleibt – im Gegensatz zum Versuch von Hardt und Negri 2002. Weiterhin ist das Arbeitsvermögen aufgrund der Komposition und Positionierung innerhalb der Arbeits- und Industriesoziologie nicht denkbar ohne Erfahrungswissen und Kooperationshandeln und erweitert damit einen eher engen Arbeitsbegriff – trotz dialektischem Verhältnis von Arbeitsvermögen und Arbeitskraft fokussiert dieser Arbeitsbegriff aber analytisch und empirisch fast ausschließlich das Nicht-Objektivierbare (Wissen bzw. hier passender Potential), anstatt gerade den Zusammenhang zwischen Objektivierbarem und Nicht-Objektivierbarem zu betonen.

3.4 Zwischenstand – zwischen Erfahrungswissen und Arbeitsvermögen

In den vorigen Kapiteln habe ich gezeigt, welche Wissens- und Potentialformen einen Einfluss auf das Komplementärwissen hatten und welche Teile ich auf dieses Konzept übertragen möchte. Gerade das Arbeitsprozesswis-